

(Nachdruck verboten.)

91

Ein gewöhnlicher Fall.

Erzählung von B. Korolentk.

„Offenbar hatte sie eine böse Ahnung. Und wirklich von diesem Tage an veränderte sich Gawrilos Charakter äußerst schroff. Er kam etwas wie betrunken zurück, vielleicht von der ungeheuren, über seine Kraft gehenden Last, die Rogow plötzlich auf ihn wälzte. . . . Erstens eine ganz erdrückende Summe: Ein Berg von Geld, der seine Fähigkeit zu rechnen übersteigt, und dann die Quelle dieses Reichthums, die unwillkürlich das Denken an Helenes Vergangenheit fesselt. Endlich die Verwunderung darüber, daß Helene ihm nichts gesagt hat, und daher vielleicht böse Vermutungen. Im allgemeinen ein vollständiges seelisches Chaos. . . . Die zwei Striche, die Herr Budnikow auf den Losen gemacht hat, zogen sich am tiefsten und schmerzlichsten durch die Seele Gawrilos. . . . Nun, selbstverständlich fiel auch er aus seinem Gleichgewicht. Diese ganze Sinfonie der Unmittelbarkeit und der Arbeit brach plötzlich ab und der Mensch begann ziel- und zwecklos hin- und herzutaumeln. Dann begann es ihn gewissermaßen zu zerreißen. . . . Zuerst ging er düster herum mit finsternem Gesicht. Die Arbeit entfiel seinen Händen: Bald, wissen Sie, wirft er die Axt weg, bald zerbricht er den Spaten, genau wie eine gut gehende Maschine, in die man plötzlich einen Klotz geworfen. Als Budnikow ihm ruhig und vernünftig Vorhaltungen macht, daß der Spaten Geld kostet, daß er gezwungen sein wird, ihn von Gawrilos Gehalt abzuziehen, antwortete dieser früher so stille Mensch mit sinnlosen und grundlosen Grobheiten. . . . Und Helene ging immer mit verweinten Augen umher. . . .

Dann begann Gawrilo schon regelmäßig zu trinken. Er verschwand immer wieder und seine Zufluchtsstätte war vorzugsweise die schmutzige Lasterhöhle am Ufer des Flusses auf einem Sandhügel unfern des Hafens. . . . Es war so ein kleines hölzernes Häuschen mit einem Zwischenstock, dunkel und schief, von Pfählen gestützt. Von dem Hügel am Ufer konnte man es sehen: Am Abend standen darin zwei Fenster und eine Thür auf und waren erleuchtet. Ein Tamburin dröhnte, wahrscheinlich eine Art Musik, zur Belustigung. . . . zuweilen ertönten undeutliche Schreie, Gesänge, Schläge und Angstgebrüll. Ueberhaupt Unruhe und drohende Rufe. So zu sagen, eine Antithese zu friedlichem Spießbürgerleben. . . . Hafenarbeiter von unserm Kleinen und meistens stillen Hafen, Arbeiter aus den Ziegelfabriken, die wie Maulwürfe im nassen Lehm wühlten, Bettler von Verus. . . . mit einem Wort, ein obdachloses, unglückliches, wüthes und böses Volk. Sogar das bessere Proletariat, so zu sagen, mied diese Schenke, und denken Sie, daß gerade dahin der Rogow den Gawrilo zog, und nach ihm lernte auch Helene den Weg dahin kennen. Das heißt, eigentlich nur darum, um ihren betrunkenen Mann heimzuholen.

„Sie that es auf die wunderbarste Weise. Gehorsam, ohne zu murren und wahrhaftig. . . . wie soll ich es sagen? . . . schön. Einmal komme ich heim von der Schule, öffne das Thor und sie kommt mir entgegen. Hastig wand sie das Tuch um den Kopf.

„Wohin wollen Sie denn, Helene, sage ich.

„Haben Sie nicht gesehen? fragte sie — Gawrilo Stepanitsch. . . . sind nach dieser Richtung gegangen.

„Ich glaube ja. . . . aber Sie brauchen doch nicht hinzugehen.

„Offen gestanden wollte ich sie zurückhalten. Diese weibliche, gehorsame Fürsorge nützt doch in diesen Fällen nicht viel, sie flößt hingegen den Trunkenbolden noch mehr Courage ein. . . . Aber sie riß sich los, so böse und ich glaube, sie ging mit einer bewußten, stolzen Haltung, als wollte sie sagen:

„Sie —“ Gawrilo Stepanitsch sind mein Mann und ich bin seine eheliche Frau. . . . Eine halbe Stunde darauf sehe ich, wie sie Gawrilo Stepanitsch am Arm führt. Jener versucht Widerstand zu leisten, aber er geht mit. . . . stiert vor sich hin mit einem glanzlosen, bleiernem, fast starren, verständnislosen Blick, aber er geht mit. Am Thore angelangt, stemmte er

den Fuß dagegen, stieß ihre Hand beiseite und starrte sie so an. . . . Das Gesicht ist finstern und in den bleiernem Augen liegt eine böse Entschlossenheit.

„Wer bist du denn? Sag, wer bist du? Geh!

„Sie steht da, läßt die Hände fallen, als wartete sie auf einen Schlag. Mir kamen jener Frühlingssorgen und jene gegenseitigen Schwüre in Erinnerung: „Werden Sie, Gawrilo Stepanitsch, Gott nicht vergessen?“ und wissen Sie, es wurde mir auch so fürchterlich zu Mute: Er wird's vergessen, glaube ich, der betrunkene Lump. Sofort. . . . jetzt im Augenblick wird er's vergessen. Da erhellte plötzlich sein blödes Gesicht ein Funken des Bewußtseins und tilgte gleichsam etwas. Er sagte kein Wort und ging schweigend heim. . . . und sie folgte ihm nach, voll Angst, ehrerbietig und gehorsam. . . .

„Und das kam immer wieder vor. Rogow brauchte Gawrilo nur zuzuwinken, da verschwand er aus dem Hofe und da ging es an. Eine Nacht hatte dieser Mensch über Gawrilo gewonnen und Helene bekämpfte sie, gehorsam, ehrerbietig, schüchtern, aber mit Nachdruck. Wahrscheinlich faßte sie diese ganze Geschichte als eine strafende Sanktion Gottes auf für ihre „Sünde“. Sie magerte ab, diese angenehme Körperfülle verschwand, die Augen fielen ein und wenn ich jetzt hineinseh, häßt' ich es nicht fertig gebracht, sie dumm zu nennen. Das Leiden ist doch, wissen Sie, immer so wunderbar klug, sogar beim Vogel. . . . Sie erscheint in der Herberge, holt daraus den betrunkenen Mann nach Hause, auf der Straße lacht man sie aus, für sich selbst scheint sie keine Spur von Scham zu haben. . . . nur mitunter sagte sie im Flüsterton: „Es ist nicht gut, Gawrilo Stepanitsch, die Leute schauen uns an.“

„Einmal bei einem solchen Fall, als sie ihn aus der Schenke brachte, riß er sich von ihr los, stürzte auf die Thür Budnikows zu und begann wütend mit dem Fuß dagegen zu schlagen. Helene wurde gleichsam starr, und unfähig, auf ihn zuzugehen, sah sie aus wie ein Mensch unter einem Alpdrücken, wenn etwas lang Erwartetes, Fürchterliches, gegen das man sich nicht wehren kann, auf ihn zukommt. Da that sich plötzlich die Thür auf und auf der Schwelle erschien Herr Budnikow. . . . So ruhig, wissen Sie, sogar majestätisch, im Bewußtsein seiner vollen Ueberlegenheit. Ich war sogar, offen gestanden, ein wenig erstaunt. Es war doch, das müssen Sie zugeben, eine heikle Situation. Nun, ich wußte zwar da die Einzelheiten nicht, aber immerhin fühlte man. . . . diese Gerüchte, Zweifel. Schließlich wußte er doch selbst, daß hier nicht alles ganz sauber. . . . und richtig ist. . . . Und mit einem Mal, wissen Sie, diese Klarheit des Blickes, die Ruhe, die volle Würde. Und nicht, daß es Verstellung wäre, das hätte man doch wohl merken können. . . . Einfach vollkommenste Seelenruhe.

„Was wünschst du? sagte er. Warum kloppst du da mit dem Fuß? Weißt du nicht, wie man zu läuten hat. . . . Da siehst du, ist die Klingel! und er wies auf den Klingelzug. Gawrilo, wissen Sie, schaute den Klingelzug an und wurde scheinbar verlegen. . . . In der That, da ist eine Klingel und da hat's gar keinen Sinn, mit dem Fuße zu stoßen. . . . Und Herr Budnikow fixierte ihn von der oberen Treppenstufe mit seinem ruhigen Blick.

„Und überhaupt, sagt er, was bildest du dir denn ein? Und was willst du, verlorener Mensch, von mir, fuhr er in verachtungsvollem Tone fort. Sag, hab ich dich jemals beleidigt, dich unrecht behandelt, dir nur einen Tag dein Gehalt vorenthalten? Sag's nur grad raus, du undankbares Subjekt. . . . Da hast du mit dem Fuße gestoßen. . . . die Farbe abgetreten. Nun, da bin ich zu dir herausgekommen, sag, warum hast du geklopft?

„Gawrilo sprach kein Wort und war, so zu sagen, ganz vernichtet.

„Siehst du, sagte Herr Budnikow, du hast scheinbar nichts zu sagen. . . . du schämst dich doch. Nun, da möcht ich dir meinerseits was sagen: Der Spaten ist wieder zerbrochen, das Pflaster nicht gefehrt, das Pferd bis jetzt noch nicht zur Tränke geführt. . . . verstehst du: das Pferd! Es ist doch stumm, kann nichts sagen. Das arme Tier schweigt. . . . und dennoch ist es ein lebendiges Geschöpf. . . . es fühlt. . . . Hörst du, wie es wiehert?

„Dies Argument drückte Gawrilo so zu Boden, daß er ganz beschämt, überwunden sich umkehrte. . . . und denken Sie,

sofort in den Pferdestall ging und im selben Augenblick, als wäre er vollkommen nüchtern, das Pferd zur Tränke führte. Und Budnikow, noch immer ruhig und majestätisch, sperrte mit dem Schlüssel seine Thür zu und verließ den Hof. Als er an meinem Gartenzaun vorüberging und merkte, daß ich alles gesehen hatte, blieb er stehen und sagte, schmerzlich das Haupt schüttelnd: Da redet man vom Volke, vom Volke . . . Principien . . . wie gefällt Ihnen das da?"

8.

„Merkwürdig,“ sagte Ilya Petrowitsch, der offenbar doch nicht eingeschlafen war, „warum hat er denn diesen Gawrilo nicht fortgejagt?“

„Ja, denken Sie. Ich war selbst darüber erstaunt, zumal diese Skandale auch draußen bekannt wurden. Man munkelte in der Stadt. Selbstverständlich urteilte man verschieden. Die einen waren für Budnikow. Eigentlich war noch nichts bewiesen. Auf der einen Seite dunkle Gerüchte, auf der andern offenkundige Skandale und Verletzung der öffentlichen Ruhe. Es gab aber, wissen Sie, auch eine andre Meinung. Die Leute, so zu sagen, aus den niedrigen Ständen, sympathisierten mit Gawrilo. Wahrscheinlich schwebte ihnen vor, daß der kluge und starke Budnikow dem Gawrilo einen Talisman oder so etwas genommen habe und daß er jetzt damit Beschwörungen mache auf irgend eine Weise, um ihm die Kraft zu entziehen . . . Und da wissen Sie, schauen Hunderte von Augen nach den Fenstern des Herrn Budnikow und Hunderte von Augen blicken auf ihn, der ruhig und in gerader Haltung vorübergeht, ohne zu merken, daß sich hinter ihm her diese Wolke zieht, ohne alle diese verwundernden Blicke, Verdächtigungen, Beurteilungen, Fragen zu ahnen . . . überhaupt ohne irgend einen Gedanken an ein Vergehen. Und in jedem Blick spiegelt sich ein übelwollender Gedanke, in jedem Herzen regt sich ein böser Wunsch . . . Verstehen Sie mich, das ist doch eine Macht in ihrer Art, und man beachtet sie so wenig. Hunderte von gleichen Seelenregungen, verworren und unklar, aber böse . . . Und alle streben, so zu sagen, nach einem Brennpunkt. Dieser Mensch aber, muß ich bemerken, war gewissermaßen populär, angesehen. Seine früheren Gespräche, als er eben gekommen war, und als er sich noch nicht auf dem allgemeinen Niveau befand . . . Diese seine Vereinfachung des Lebens . . . schließlich seine Belehrungen der Bettler . . . sein Rivalisieren mit ihnen im Arbeiten und dergleichen mehr, erregte zwar mitunter ironisches Lächeln, aber auch einen gewissen Respekt. Diese Bettler, die in die Falle der Budnikowschen Tugend gerieten, mußten zwar den kürzeren ziehen, aber immerhin mußten sie zugeben, daß Budnikow sie im ehrlichen Kampfe besiegt habe . . . Sogar Rogow, wenn er mitunter am Hofe Budnikows vorbeiging und ihn mit dem Spaten oder mit der Heugabel sah, blieb gewöhnlich stehen und sagte: Herr Budnikow Simeon Nikolajewitsch arbeitet im Schweiß seines Angesichts: Wer arbeitet, soll auch essen. — oder — Herr Budnikow hilft seinem Gefinde durch seiner Hände Arbeit, ihm sei Preis und Dank!

„Und geht vorüber wie vor einer Erscheinung, die, so zu sagen, belanglos oder gar angenehm zerstreut ist.“

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Herzlich willkommen.

Von E. Prezzang.

(Die Familie sitzt beim Abendbrot, als das Dienstmädchen einen foeben eingetroffenen Brief hereinreicht.)

Haus herr: „Ein Brief?“

August (fünfzehnjährig, beugt sich hinüber zum Vater): „Au jeh! Is das 'ne Handschrift!“

Haus frau: „Wohl von Tante Marie?“

Haus herr (hat sich schnell noch einen Bissen in den Mund geschoben und den Brief geöffnet): „Natürlich von Tante Marie.“

E l s e (sechzehnjährig): „Ach, die alte Bauern tante?“

Haus frau (mit Würde): „E l s e! Von alten Leuten spricht man mit Respekt!“

Haus herr: „Schöne Geschichte! Tante Marie will uns besuchen.“

Haus frau: „Was? Du spähst, Erich! (Sie wischt sich nervös die Hände an der Serviette und nimmt den Brief, zuweilen ärgerlich auslachend. Dann schleudert sie das Schreiben wütend beiseite.) Die Alte ist nicht bei Trost! — Na, weißt Du, das fehlte uns gerade!“

Haus herr (zieht die Brauen hoch und langt sich kalten Aufschchnitt herüber): „Was ist zu machen? Abschreiben können wir unmöglich.“

Haus frau (säbelt wütend an einem Gänseknochen herum): „Sie möchte sich unsre Stadt doch noch ansehen, ehe sie stirbt! Als ob sie nicht auch ohnedem die Augen zumachen kann! Ueberhaupt: schreibt in jedem Brief vom Sterben — schon jahrelang. Aber es fällt ihr gar nicht ein —“

Haus herr (zieht einen Stör hinter): „Ja. Ein zähes Leben hat die! Sitzt und sitzt auf ihrem Geldsack. (Mit gezwungener Gleichgültigkeit.) Recht gesund fühlt sie sich. Und deshalb will sie die Reise wagen.“

Haus frau: „Die wird hundert Jahre! Da können wir hoffen und harren, bis wir schwarz werden!“

Haus herr (mahnd): „Mathilde!“

Haus frau: „Na ja. Eine kleine Aufbesserung könnte uns doch wirklich nicht schaden. Und die weiß es nicht mal anzuwenden. Hudt da in ihrem Dorf und lebt wie die einfachste Frau. Dabei einen Kasten voll Gold.“

Haus herr: „Ist doch recht gut, daß sie sparsam damit umgeht.“

Haus frau (erregt): „Was nützt uns das? Siebzig — und recht gesund! Profit Mahzeit!“

Haus herr: „Aber liebe Mathilde! Warum sich echauffieren? Wir können sie doch unmöglich vergiften!“

August: „Wir machen's wie Franz Moor in den „Räubern“. Wir ärgern sie tot!“

Haus herr: „Halt' den Mund, dummer Junge! Das ist keine Angelegenheit zum Spaßen! (Er schiebt misshütig, mit einem schmerzlichen Blick der Entsagung den Teller von sich.) Der ganze Appetit wird einem verdorben! Dabei ist sie noch nicht mal hier. (Er überlegt tiefsinnig.) Ablehnen ist partout unmöglich. Dann verschütten wir's ganz und gar mit ihr. Na — und das wär' doch 'n teurer Spaß. Weißt Du was: sie könnte ja im kleinen Hinterzimmer logieren. August wird ausquartiert.“

August: „Jawoll! Auf'n Hängeboden, was?“

Haus frau: „Ach, das Logieren! Das ist das wenigste. Trotzdem, der ganze Haushalt kommt aus dem Geleise dabei. Nein. Aber so den Leuten gegenüber. Für was soll man sie ausgeben?“

E l s e: „Tante Marie ist wohl eine sehr einfache Frau?“

Haus frau (lacht spöttisch): „Einfach? Ihre Ziege melkt sie noch heutigen Tags allein. Und das Schweinefutter locht sie auch. Und schlurrt in Holzpantoffeln umher.“

August (schießt furchtlos zum Vater hinüber und flüstert): „Wie romantisch!“

E l s e: „Ist die aber nobel.“

August (scheinheilig): „Hat sie auch'n Salon, Mama?“

Haus frau: „Ja. Fußboden mit Sand bestreut.“

August: „Wie romantisch!“

Haus herr (mit saltiger Stirn und märtyrhafter Stimme): „Wir müssen in den sauren Apfel beißen. Es giebt keinen Ausweg. Ich hab's mir gründlich überlegt. (Wendet sich ernst und feierlich zu den Kindern.) Daß Ihr Euch keine Dreistigkeit der alten Frau gegenüber erlaubt! Sie ist aller Ehren wert. Hat geradert und geradert ihr ganzes Leben. So etwas muß man anerkennen, achten!“

Haus frau (spitz): „Und wer soll sie in der Stadt herumführen?“

Haus herr (zuckt die Achseln): „Ich hab' im Bureau zu thun. Das weißt Du. Es ist mir absolut unmöglich, mich auch nur eine Stunde freizumachen. Im Gegenteil. Ich werde wahrscheinlich in der nächsten Zeit immer bis spät abends arbeiten müssen.“

Haus frau: „Sieh' an!“

Haus herr: „Pflicht ist Pflicht. Mein Amt kann ich nicht vernachlässigen. Ich denke, das wirst Du und wohl auch Tante Marie einsehen.“

Haus frau: „Also ich, wie?“

Haus herr: „Einer muß es doch mindestens sein. Oder willst Du die alte Dame allein auf die Straße schicken?“

Haus frau: „Ich in meinem Blauschleiden und die in Statten und womöglich mit Nägelschuhen, was?“

August: „Ich denke Holzpantoffel?“

Haus herr: „Junge!“

August: „Mama sagte das doch vorhin.“

E l s e: „Hat sie denn 'n modernen Hut?“

Haus frau (höhnisch): „Hut? 'n buntes Kopfstück! Und eins um die Brust gewürgt.“

E l s e: „Dann geh' ich nicht mit ihr aus!“

Haus frau: „Am Ende ich! (Lacht freudig auf.) Halt! Ich hab' einfach meine Migräne! Und wenn ich vier Wochen auf der Chaiselongue liegen soll!“

Haus herr (verzweifelt): „Aber, Mathilde! Sieh' doch ein!“

Haus frau: „Sieh' Du doch ein!“

Haus herr: „Aber einer muß doch —!“

August (erhebt sich): „Wißt Ihr was! Ich werde den Wärenführer bei der alten Bauern tante spielen! Ich genieß' mich gar nicht. Ich hab' meinen großartigen Fez dabei! Ich wer' ihr schon alles zeigen! Beim Brandenburger Thor erzähl' ich ihr, das is früher 'n Haus gewesen, wo der olle Frige drin gewohnt hat. Und wenn grade die Wache rauskommt, sag' ich, sie präsentieren vor ihr.“

Hausfrau (lacht).
Hausherr (sucht ein Nähn zu verbergen): „Nana!“
Else (eifrig): „Au ja! Dann geh' ich auch mit! Ich mach' ihr weiß: Kopfstücker sind jetzt das modernste bei uns.“
August (müdig): „Ich wer sie schon uzzen! Haushohe Dinger bind' ich ihr auf! Wenn ich erst 'mal zu schwindeln anfangs, denn is das Ende von weg.“

Hausherr (ernst): „Also, das geht nun einfach nicht! Tante Marie ist nicht auf den Kopf gefallen. Da län' ich in 'ne schöne Mentente, wenn sie Euch Radern ausgeliefert würde. Daß Ihr mir ja anständig seid! Die ist sonst im Stande und enterbt uns! — Nein. Es hilft nichts. Du mußt Dich opfern, Mathilde.“

Hausfrau: „Auf keinen Fall! Den! doch mal, wenn ich'n Bekannten Unter'n Linden treffe. Was dann? Vorstellung, wie? „Meine Tante aus der Provinz.“ „Ach, Ihre Tante? Wie nett!“ Und hinterher machen sie ihre Glossen und denken, wir stammen auch aus 'm Staff. Die eingebilbete Gesellschaft kenn' ich doch! Nein. Ich hab' meine Migräne. Au macht, was Ihr wollt!“ (Sie geht mit Eifer an den Gänjekochen.)

Hausherr (ist aufgestanden und wandert ruhelos durch die Stube): „Teufel! Teufel! Ist das fatal! (Er wischt sich den Schweiß von der Stirn.) Muß die Alte auch auf solche verrückte Gedanken kommen!... Gut! Also ich schreibe ihr unter irgend einem Vorwand ab!“

Hausfrau (läßt das Messer vor Schred auf den Teller fallen): „Eriäh!! Das darfst Du nicht!“

Hausherr: „Mag die Erbschaft zum Teufel gehen! Wenn Du nicht einmal so viel Interesse daran hast!“

Hausfrau: „Ich dächte, Du hättest dasselbe Interesse daran! Warum soll ich denn gerade das Opferlamm sein?“

Hausherr (plötzlich vor ihr stehen bleibend): „Ja, Du! Bobon kommt's denn, daß die Alte solche Absichten kriegt? Wie? Krame mal in Deinem Gedächtnis nach. In jedem Briefe hast Du sie freundschaftlich eingeladen! (Citirt höhnisch.) „Wenn Du Dich doch ein einziges Mal entschließen könntest, liebe Tante, uns zu besuchen! Auf einige Wochen wenigstens! Wir alle, und namentlich die Kinder, würden uns außerordentlich freuen, Dich recht, recht lange hier zu sehen.“ Und unterschrieben in einem Postskriptum: „Vergiß ja nicht, daß wir Dich mit Sehnsucht erwarten!“

August und **Else** (wollen sich ausschütten vor Lachen).

Hausfrau (legt heftig die Gabel auf den Tisch und erhebt sich kunkelnden Auges): „So? Ich bin schuld? Das wird ja immer niedlicher! Kann ich wissen, daß 'ne Frau von siebzig Jahren sich noch auf die Eisenbahn setzen wird? Wie? Kann ich auch bloß im entferntesten annehmen, daß sie doch noch kommt, nachdem sie's zwanzigmal rundweg abge schlagen hat? Mit Rücksicht auf ihr Alter und ihre Gesundheit abge schlagen hat? Du bist ein Prophet! Hast es mir ja selber geraten! „Ja recht freundlich schreiben!“ Recht freundlich! Jetzt haben wir's! Nun sieh' Du zu, wie Du damit fertig wirst!“ (Sie geht in eine dunkle Ecke und wirft sich in einen Sessel.)

Hausherr (hat sich stöhnend am Tische niedergelassen und nimmt den Kopf in beide Hände. Nach einer Pause): „Wenn man wenigstens einen Menschen wüßte! Damit die alte Frau nicht fortwährend in der Stube zu sitzen braucht. Für uns hätten wir ja die Entschuldigung.“

Hausfrau (sitzt in tiefem Nachdenken. Plötzlich springt sie lachend auf): „Dummköpfe wir! Uns das schöne Essen zu verärgern! Weißt Du was? Ich berede meine Anwartsfrau! Die fühlt sich noch mächtig geehrt, wenn sie Führerin spielen darf. Der giebt man ein paar Groschen und sie führt die Alte so weit herum, als die Lust hat. Dann sind wir aus allem Schwindel 'raus.“

Hausherr (fröhlich): „Na also! Konnte Dir das nicht eher einfallen? Das ist doch ein Ausweg! (Er zieht seinen Teller wieder zu sich heran und holt sich eine saftige Gänseleule herüber. Kauend.) Ich werde dann also morgen früh gleich einen hübschen Brief schreiben.“

Hausfrau (mit ihrem Knochen beschäftigt): „Ja. Und sage nur, daß sie uns allen herzlich willkommen ist.“ —

Kleines feuilleton.

K. Gottfried Keller daheim. Eine wertvolle Gabe bringt das Oktober - Fest der „Deutschen Rundschau“ durch die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller, der die reiche Sammlung der Briefe des letzteren, die von Wächtold herausgegeben wurde, nach einer sehr wesentlichen Seite ergänzt. Er läßt einen sehr interessanten Einblick in den fördernden Austausch zweier schaffender Künstler thun, von denen jeder die Arbeit des andern mit liebevoller Aufmerksamkeit verfolgt und auch mit ganz speciellen Ratschlägen nicht zurückhält. Wie der Herausgeber des Briefwechsels, Albert Köster, in seinen Erläuterungen bemerkt, haben Storm und Keller sich nie persönlich kennen gelernt. Die Briefe Kellers stehen an Zahl und Umfang hinter denen Storms zurück. Der nordische Freund ist freigebiger mit kleinen Schilderungen aus seinem häuslichen Kreise, während Keller nur einmal einen wehmütig - lustigen Einblick in das ungemüthliche Hauswesen thun läßt, in dem seine alte Schwester Regula den Pantoffel schwang.

Im Anschlusse an eine Erörterung über Schriftsteller - Honorare schreibt er: „Da wir an Geldsachen sind, so will ich gleich noch einen wichtigen Punkt zur Sprache bringen. Sie haben nämlich schon einigemal Ihre Briefe mit Zehnpfennig - Marken frankiert, während es außerhalb des Reiches zwanzig sein müssen. Nun habe ich eine Schwester und säuerliche alte Jungfer bei mir, die jedesmal, wenn sie das Strasporto von vierzig Pfennig in das Körbchen legt, das sie dem Briefträger an einer Schnur vom Fenster des dritten Stockes hinunterläßt, das Zetergeschrei erhebt: „Da hat wieder einer nicht genug frankiert!“ Der Briefträger, dem das Spaß macht, zetert unten im Garten ebenfalls und schon von weitem: „Jungfer Keller, es hat wieder einer nicht frankiert!“ Dann wälzt sich der Spektakel in mein Zimmer! „Wer ist denn da wieder?“ (An Ihren Verabungen haben Sie nämlich Konkurrenz in den österreichischen Pachtischen, die an alle Dichter der letzten jeweiligen Weihnachts - anthologie um Autographen schreiben, sofern der Wohnort des betreffenden Klassikers aus dem Buche ersichtlich ist). „Den nächsten Brief dieser Art.“ schreit die Schwester fort, „wird man sicherlich nicht annehmen!“ — „Du wirst nicht des Teufels sein!“ schrei ich entgegen. Dann sucht sie die Brille, um Adresse und Poststempel zu studieren, verfällt aber, da sie meine offenstehende warme Ofenröhre bemerkt, darauf, die Erbsensuppe von gestern zu holen und in die Wärme zu stellen, so daß ich den schönsten Küchengeruch in mein Studierzimmer bekäme, was sonderlich für den Fall eines Besuches angenehm ist. „Naus mit der Suppe!“ heißt's jetzt, „und stell sie in Deinen Ofen!“ „Dort steht schon ein Topf; mehr hat nicht Platz, weil der Boden abschüssig ist!“ „Neuer Wort - kampf über die Renovation des Bodens, endlich aber segelt die Suppe ab, und die Portofrage ist darüber für einmal wieder vergessen; denn mit der Suppe hat Angriff und Verteidigung, Sieg und Nieder - lage gewechselt. Haben Sie also die Güte, der Quelle dieser Kriegsläufe nachzugehen und sie zu verstopfen. . . .“ —

lk. Herbstnebel. Wie ein Verflünder der weißen Dede, die sich in Bälde wohl über die Erde breiten wird, senkt sich ein bleigrauer Schleier über die Fluren. Was Frühling und Sommer geschaffen, ist verdorrt, vertvelt, und die reifen Früchte sind nun das einzig Frische an so viel vergilbenden Stauden, Sträuchern und Kräutern, die der Rebel mitleidig unfern Wliden zu entziehen sucht. Wo sie den Schleier durchdringen, treffen sie eine in Trümmer fallende Welt, bar der Reize des Frühlings, der Pracht des Sommers, aber mit andern Reizen, wie sie der Herbst verleist. Zwischen absterbenden Grashalmen und niedrigen Kräutern der Wiesen und Wälder blinken auf zahllosen Spinnweben matt die zarten Tröpfchen, die aus dem Rebel sich auf die Fäden niederschlagen. Fast schon wie Fremdlinge stehen vereinzelt noch blühende Kräuter zwischen unzähligen Samenständen auf verdorren Stengeln; hier und da noch offene weiße Schirmdolben, Akeblüten, Gabiichts - träuter und andre gelbe Storbllüter. Dicht verwaachsen sind die Gebüsche von den Schlingpflanzen und andren Gewächsen, die in ihrem Schutze hoch aufstrebten und nun im Absterben ihre Stränge mit dem Geäste der Sträucher unentwirrbar verflechten. Verstummt ist der Wald. Nur das dürre Laub, das den Fuß umraschelt, und der Wind, der die Wipfel entblättert, unterbrechen die Stille. Und Blatt auf Blatt fällt zur Erde. Mit dem Steigen der braunen und gelben Fäut entblößen sich die Zweige der Bäume und kahle Aeste treten zwischen den gelblich gesprengelten Kronen hindurch. Wo zahlreiche Laubbäume den Rieserwald durchsetzen und reiches Unterholz unter den Kronen wuchert, da ergeben sich prächtige Farbungemenge, die Farben des Herbstes. Der riesigen Kraftentfaltung des jungen Jahres ist die Ermattung gefolgt, dem Aufstieg der Abstieg.

Die Schöpfung des Jahres ist alt geworden — gern läßt sie sich den Rebel gefallen, der ihre Trümmer verschönt, indem er die Konturen verwischt. Die feinen Rebeltröpfchen rinnen zusammen, und klatschend fallen vereinzelt Tropfen auf die durchsätteten Fluren. —

— **Kautschulgewinnung in Ceylon.** Bis vor nicht zu langer Zeit wurde der Parakautschul des Handels ausschließlich aus den Kautschulbäumen, deren Heimat die sumpfigen Wälder Paras (Südamerika) waren, gewonnen. Aber der immer zunehmende Bedarf an Kautschul in den verschiedensten Industriezweigen ließ es in Verbindung mit den für Parakautschul erzielten hohen Preisen ratfam erscheinen, den Parakautschulbaum auch in andren Gegenden zu kultivieren. Einige Pflanzler auf Ceylon waren unter den ersten, welche mit dieser Kultur den Anfang machten, indem sie von der Botanischen Abteilung auf Ceylon Samen von Parakautschulbäumen bezogen, welche durch die indische Regierung nach Ceylon schon 1876 eingeführt waren. Die in Ceylon mit Parakautschulbäumen bepflanzte Fläche wird zur Zeit auf 3000 Acre (a 40,5 Ar) geschätzt. Die Parakautschulbäume gedeihen auch gut auf den Hochebenen bis zu 3000 Fuß über dem Meerespiegel, wo die jährliche Regemenge zwischen 70 und 150 engl. Zoll schwankt. In dem Süd - Kulturdistrikte scheinen die günstigen Erfolge erzielt zu werden. Dieser liegt etwa 100 Fuß über dem Meerespiegel und hat jährlich eine durchschnittliche Regemenge von über 100 Zoll. Der Boden besteht zum größten Teil aus sandigem Lehm. Die Bäume wurden aus Samen gezogen und in Zwischenräumen von 12 Fuß von einander gepflanzt. Bereits nach Verlauf von sieben Jahren konnte mit der Kautschulgewinnung begonnen werden. Die Ausbeute an ein-

getrocknetem Saft belief sich im verfloffenen Jahre durchschnittlich auf 1 engl. Pfund für den Baum.

Die Art der Gewinnung und Behandlung des frischen Milchsaftes ist auf den einzelnen Besitzungen ziemlich gleichartig. Mit einem keilförmigen Instrument werden etwa 6 Fuß über der Erdoberfläche in jeden Baum eine Reihe winkelförmiger Einschnitte mit der Spitze nach unten in Zwischenräumen von 3—4 Zoll gemacht. Die Seiten des Winkels haben gewöhnlich eine Länge von 5—6 Zoll und liegen an der offenen Seite etwa 4 Zoll auseinander. Die keilförmige Gestaltung des Instruments soll ein allzu tiefes Einschneiden verhindern, damit nicht das Holz des Baumes verletzt wird. An den Punkten, wo die beiden Seiten des winkelförmigen Einschnitts zusammentreffen, wird ein kleines, rundes, dünnwandiges Gefäß von 3 bis 4 Zoll Weite und einer Tiefe von etwa 4 Zoll zum Auffangen des rahmähnlichen Safts in der Weise befestigt, daß der dünne Rand des Gefäßes in die Rinne eingepreßt wird. Sogleich, nachdem der Einschnitt in den Baum gemacht ist, beginnt der Milchsaft herauszuströmen und fließt gewöhnlich während einiger Stunden. An dem darauffolgenden Tage wird wiederum eine Reihe ähnlicher Einschnitte, etwa 6 Zoll unter der ersten, gemacht und in dieser Weise an jedem Tage fortgesetzt, bis das Fußende des Baumes erreicht ist; zwischen der ersten wird dann eine zweite Serie solcher Schnitte gemacht, und dieses Verfahren wird je nach der Größe der ersten Einschnitte und der Stärke und dem Alter der Bäume ein drittes und teilweise auch ein viertes Mal wiederholt. Das Anzapfen der Bäume wird gewöhnlich am frühen Morgen oder am Spätnachmittage vorgenommen, da augenscheinlich die Sonnenhitze das Herauslaufen des Milchsaftes beeinträchtigt. Die bei der Weiterbehandlung des Saftes angewandten Methoden sind von denkbar einfachster Natur. Sobald der Milchsaft von den Pflanzungen eingebracht ist, wird er in emaillierte, eiserne Schüsseln von etwa ein Fuß Durchmesser und zwei Zoll Tiefe gegossen und hierin belassen, bis er eintrocknet, was gewöhnlich an dem darauffolgenden Tage bereits erfolgt ist. Wünscht man diesen Prozeß zu beschleunigen, so mischt man dem Saft einige Tropfen Essigsäure bei. Dieses Verfahren ist jedoch nicht zu empfehlen, da der Kautschuk hierdurch stets minderwertig wird. Der eingetrocknete Kautschuk wird dann durch Walzen gepreßt. Es wird möglichst vermieden, während dieser Behandlung Unreinigkeiten in den Kautschuk gelangen zu lassen. Nach dem Pressen wird der Kautschuk gewöhnlich ein wenig erhitzt, damit er rascher trocknet, und dann in einen gutgelüfteten Raum gebracht. Auf diese Weise eingedickter Kautschuk ist bernsteinfarben und durchscheinend: er wird mit etwa 4 M. pro Pfund bezahlt. —

Musik.

Central-Theater: „Bruder Straubinger“. „Gott grüß' Dir, Bruder Straubinger, Mich freut, daß ich Dir sehe!“ Der mit diesen Liebesversen Angeredete ist eine der eigenartigsten Schöpfungen deutschen Humors, ein in die Welt des wandernden Handwerksburschen überfetzter Ahasver oder fliegender Holländer. Seine Eindrücke von der weiten Welt sind in mannigfacher Pitteratur wiedergegeben; z. B.: „Was der Bruder Straubinger im Jahre des Heils 1848 für Schicksale gehabt hat“. Auch einen leiblichen Bruder besitzt er, den Dr. phil. Straubinger; was dem „alles auf deutschen Universtitäten begegnet ist“, bildet ebenfalls den Inhalt eines geographischen Couplets. Für ein heiteres musikalisches Drama ist jene Gesellenfigur wie geschaffen; die Welt der deutschen Volksliedstimmung könnte da wunderbarste Gestalten annehmen. Ein junger Komponist, Edmund Ehlsler, hat dies in Operettenform versucht. Er beweist, daß er derartige könnte, wenn er nicht von einem unkünstlerischen Text und von einer landläufigen Geschmacklosigkeit in den an ein solches Werk gelegten Maßstäben abhängig wäre. Die Textautoren sind wieder zwei: M. West und J. Schnizer. Sie verlegen das Ganze an den Rhein, ins 18. Jahrhundert. Dem Straubinger werden von einem Deserteur seine Ausweis-papiere gestohlen. Er besitzt noch die seines Großvaters. Das wird Anlaß, daß der Schaubudenbesitzer Schwudler aus ihm einen 114-jährigen Veteranen macht und mit ihm sowie mit einem „wilden Mädchen“, Dauli, den über die Gegend herrschenden Landgrafen herumkriegt. Die Landgräfin ist schon gewöhnt, jedes ihren Mann reizende Mädchen rasch zu verheiraten. So kommen die Dauli und der Straubinger, der sich ihr als seiner altgeliebten Marie eröffnet, endlich zusammen.

Diese Textmache ist ganz dazu angethan, die typischen Operetteneffekte loszulassen, statt einmal eine individuelle Arbeit im Sinne des oben Gesagten zu geben. Was den Komponisten dahin leiten könnte, sind nur noch ein paar flüchtig auftauchende und rasch verfliehende Schatten; so die Bruchstücke von Vurschensliedern zu Beginn und am Ende, die bei einigem Festhalten etwas musikalisch sehr Glückliches ermöglichen würden. In dieser Lage ist nun Herrn Ehlsler nichts andres nachzurühmen, als daß man ihm ein hübsches Können an seiner Stimmführung und Instrumentierung ammerkt; und wir glauben, daß er auch noch Großes zu leisten vermag, wenn er jener Abhängigkeit entkommt. Leistungen wie das Terzett im zweiten Akt und manche dramatischen Momente in den Aktchläffen berechtigten zu dieser Hoffnung. Im übrigen ist es das allbekannte taktmäßige Gestampfe und Brettmäßige Geleier der Operette, bestenfalls mit einer Lyrik, die lebhaft an Franz Abts „Keinen Tropfen im Becher mehr“ und dergleichen erinnert.

Das Central-Theater hat sich jedenfalls ein Verdienst erworben, indem es uns dieses Wiener Erfolgsstück am neulichen Sonnabend zum erstenmal vorführte. Die Aufführung war um so interessanter, als jetzt das Theater des Westens durch seine neuen Anstrengungen zu teilweisen Vergleichen dieser Opernbühne mit jener Operettenbühne herausfordert. Was wir von der genannten Opernbühne seit ihrem Eröffnungsvorwerk weiterhin gehört haben („Die beiden Schützen“ von Loring) zeigte wieder ein hochgespanntes Wollen im Ganzen und diese oder jene gute Leistung im Einzelnen: so den lyrischen Komponisten Alexander von Fielitz als Dirigenten und unter den Sängern etwa den Bassisten Adolf Ziegler und vielleicht noch den Baryton Hans Geißler, ungerechnet natürlich die dort bereits bewährten Namen. Im übrigen Minderwertiges. Dieser Ungleichmäßigkeit steht im Central-Theater ein ziemlich einheitliches Personal gegenüber, das über eine wirkliche Gesangsdeklamation des Operettensils verfügt. Nur das Loslegen derberer, zum Teil materialreicher Stimmen (Dscar Braun und noch mehr Josefina Vettori) stört gegenüber dem schlichten und zum Teil allerdings schlechten Singen der meisten Uebrigen. Unter den uns längst bekannten Künstlern müssen jedenfalls Karl Schulz und Mia Werber als die Hauptträger des Erfolges und wegen ihrer geschickten Verwertung von relativ geringen Mitteln eigens genannt werden. Dagegen verdient die Regie wegen elementarer Ungeschicklichkeiten eine Mahnung. —

Meteorologisches.

is. Das Glikern der Sterne gehört zu den Naturerscheinungen, die der Mensch, so lange er auf der Erde lebt, tagtäglich zu beobachten Gelegenheit hat, für die er aber doch noch keine sichere Erklärung hat finden können. Erst in den letzten Jahren hat man sich mehr darum bemüht, zum Verständnis dieses Vorganges zu gelangen. Die Ergebnisse der bisherigen Untersuchungen führen namentlich zu dem Schluß, daß das Funkeln der Sterne mit Bewegungen in den oberen Luftschichten zusammenhängt, also nicht etwa eine Eigenschaft des Lichtes der Sterne selbst ist, noch an der Beschaffenheit unseres Auges liegt. Durch eingehende Forschungen an dem St. Nicolaus-Observatorium in Petersburg ist nun der Versuch gemacht worden, noch tiefer in den Zusammenhang einzudringen. Als Grundlage wurden die Beobachtungen von Doppelsternen benützt, die durch ein Fernrohr zu Domtino, 130 Kilometer südlich von Petersburg, und in Petersburg selbst an 142 Abenden, vom September 1894 bis zum November 1900, angestellt worden waren. An dem Bild eines Doppelsterns im Fernrohr kann der Astronom sehr gut beurteilen, ob sich die Luft in höheren Schichten in einem reinen und ruhigen oder in einem stärker gestörten Zustand befindet, und man hat fünf Grade der Deutlichkeit für die Beobachtung von Doppelsternen unterschieden, denen ebenso viele Grade der Störung in den oberen Luftschichten entsprechen müssen. Das Glikern der Sterne steht nun dazu gleichfalls in Beziehung. Es scheint am stärksten zu sein, wenn ein barometrisches Minimum die Bitterung beherrscht, am schwächsten bei ganz ruhigem Wetter. Das Funkeln des Firmaments würde demnach durch den Gang des Luftdrucks bedingt sein. —

Notizen.

— Preisanschreiben der Wiener „Zeit“ 800 Kronen, 400 Kronen und 200 Kronen schreibt die Wiener „Zeit“ anlässlich ihres einjährigen Bestehens aus. Verlangt werden: Novellen, kritische Essays, Reisebeschreibungen, populärwissenschaftliche Aufsätze, Plaudereien u. Umfang 1200—2400 Worte. Die Einsendungen müssen mit einem Kennwort versehen sein. Letzter Einlieferungstermin ist der 15. November. —

— Jhsens „Peer Gynt“ wird Mitte Oktober in einer literarischen Sonder-Vorstellung der Lessing-Gesellschaft die erste deutsche Aufführung erleben; die Inszenierung des Stückes hat Alfred Halm übernommen. —

— Bierbaums Schauspiel „Stella und Antonie“ erzielte bei der Erstaufführung im Breslauer Lobe-Theater einen starken Erfolg. —

— Paul Lindaus neues Schauspiel „... so ich Dir“ wird die zweite Rohität des Lessing-Theaters sein. Die Erstaufführung findet, wie wir bereits meldeten, im Hamburger Deutschen Schauspielhause, und zwar am 15. Oktober statt. —

— Eine Cheschacherkomödie „Die Hochzeit“ von Robert Ehlsler fand bei der Erstaufführung im Münchener Schauspielhause geteilte Aufnahme. —

— „Der Kirchgarten“, ein neues Stück von Anton Tschekow, wird nächstens im Künstlerischen Theater zu Moskau erstmalig gegeben werden. —

— Franz v. Blon hat eine neue Operette „Die Amazone“ geschrieben; die Premiere ist anfangs Oktober im Magdeburger Wilhelm-Theater. —

— Preise von 600, 400 und 200 Mark schreibt der Verein für deutsches Kunstgewerbe (im Auftrage der Dittmarschen Möbelfabrik) für die besten Entwürfe zu einem Schrank und einem Schreibtisch, beide für ein Damenzimmer, aus. Der Verkaufspreis des Schrankes soll 250 M., der des Schreibtisches 200 M. nicht übersteigen. Letzter Einlieferungstermin ist der 15. November. —